

JESSICA BERNETT



ELAYNE

RABENKIND

STERNENSAND VERLAG

Doch ein zartes Flackern ihres Herzens ließ sie zögern. Ihr Vater hatte Pläne für sie. Die wollte sie zu gern hören.

Würde er sie fortschicken? Nach Camelot vielleicht, sodass sie eine Zeit lang in der Halle des Königs verweilen konnte? Oder noch weiter nach Süden, fort aus Britannien? Nach Rom?

Elayne hatte alte Briefe gesehen, als sie das Gemach ihres Vaters aufräumte. Er hatte durchaus Kontakte nach Rom. Hoffte er auf deren Wiederbelebung?

Sie versuchte, leiser zu atmen, da sie nicht verpassen wollte, was im Inneren gesprochen wurde. Sie legte ihr Ohr an das dunkle Holz und schloss die Augen.

»Elayne ist rein und ohne Sünde. In ihr fließt heiliges Blut. Heiliges Blut der alten Religion genauso wie das des römischen Glaubens«, erklärte Pelles und sie konnte den Stolz in seiner Stimme hören.

»Natürlich«, stimmte Uryen beschwichtigend zu. »Das Blut meiner Nichte und deiner römischen Vorfahren. Ich weiß, wie kostbar sie ist, Pelles. Eben darum möchte ich – ebenso wie du – das Beste für sie.«

»Nein, du möchtest nur deine Macht mehren. Ich habe keinen männlichen Erben. Wenn ich sterbe, erbt nach römischem Recht Elaynes Ehemann mein Hab und Gut.«

Uryen seufzte verzweifelt. »Bei Gott und allen alten Göttern, dann werden wir eben einen Ehevertrag aufsetzen, der die Erbfolge regelt. Elaynes Kinder werden erben.«

»Nein. Wie ich schon sagte, sie ist für Höheres bestimmt.«

Erneut ließ Uryens Geduld nach. Jemand schlug mit einer Faust auf einen Tisch. »Willst du sie nach Avalon schicken?! Dein Erbe den Fischen des Meeres überlassen? Du bist doch nicht bei Sinnen, Pelles!«

»Ich bin bei Sinnen. Abgesehen davon war es einst eine Ehre, eine Tochter auf der heiligen Insel zu wissen. Nein, auch das ist nicht mein Plan. Es ist überhaupt nichts mein Plan. Es ist Gottes Plan.«

»Gottes ... Himmel, Pelles! Was redest du da? Hat dich der Tod deiner Frau so sehr mitgenommen, dass du selbst nach so vielen Jahren nicht klar denken kannst?«

»Ihr Tod war es, der mich mit Klarheit zurückließ. Du kanntest die Fähigkeiten meiner Frau.«

»Natürlich. Wir alle kannten sie. Nicht umsonst wurde sie auf Avalon erzogen.« Uryen sprach nun wieder ruhiger. »Genau wie Morgaine.«

»Kurz vor ihrem Tod hatte Cundrie eine Vision«, verriet Pelles. Elayne musste sich anstrengen, ihn zu verstehen, da seine Stimme leiser geworden war. »Ich dachte zunächst,

sie spräche im Fieber. Ich wollte sie besänftigen, ihr mit einem nassen Tuch die Stirn kühlen, und bat sie, sie solle sich schonen. Doch sie packte mich so fest, als sei sie nicht schon seit Wochen dem Tode näher als dem Leben gewesen. Sie packte mich und zog sich an mir hoch. Ihr Blick hatte nicht das Glühen des Fiebers. Er war klar wie ein Wintersee. Und ihre Worte brannten sich in meine Seele. Eines Tages wird Elayne ein Kind gebären. Einen Sohn. Er wird der höchste aller Männer, der Fähigste und Reinste, geliebt von allen Mächten dieser Welt. Niemals wird unsere Welt wieder einen solchen Mann sehen.«

Stille.

Elayne konnte nicht mehr atmen, so sehr schnürten ihr diese Worte die Kehle zu. Leise stahl sich eine Träne über ihre Wange.

Niemals hatte ihr Vater ihr von dieser Vision erzählt. Warum nicht? Warum hatte er sich ihr nicht anvertraut? Was hatte er vor?

Auch Uryen schien sprachlos. Es dauerte eine ganze Weile, bis er fragte: »Und der Vater dieses Kindes? Wer soll das sein?«

»Keiner deiner Söhne. Das ist alles, was du wissen musst.«

Wieder knallte eine Faust auf einen Tisch. »Du bist nicht bei Sinnen, Pelles! Mit deinem Wahnsinn ziehst du uns alle ins Verderben.«

Die Tür wurde von innen aufgerissen. Elayne schrak zurück, stolperte über den Weinkrug und ließ den Teller fallen.

König Uryen sah sie wütend an. »Du tust mir leid, mein Kind. Du wirst in dieser Festung verrotten und dein Vater mit dir.« Noch einmal drehte er sich zu Pelles um und rief: »Diese Mauern werden verrotten! Unnützlich und nur noch ein Teil der Erinnerung!« Dann stürmte er an Elayne vorbei in den Gang.

Pelles hatte sich auf seinen Stuhl sinken lassen. Er lächelte. Elayne konnte kaum glauben, was sie sah. Er lächelte in die Leere des Raumes.

Ein kalter Schauer überlief sie. Hatte Uryen recht? Würde ihr Vater sie mit seinem Wahnsinn ins Verderben reißen?

Mit zitternden Händen sammelte sie Brot und Käse vom Boden auf und legte sie zurück auf den Teller. Die hölzerne Karaffe war noch zu einem Drittel gefüllt. Elayne brachte beides zum Tisch ihres Vaters.

Er sah auf. Die einst strahlend blauen Augen wirkten verschleiert und fahl. Traurig lächelte er sie an. »Ich hätte dir früher davon erzählen sollen. Aber ich hatte das Gefühl ... es würde dich verwirren. Du bist noch so jung. Wir haben noch viel Zeit.«

»Ich bin fünfzehn«, erwiderte Elayne. »Alle Mädchen in meinem Alter, die ich kenne,

sind verheiratet.« Es sollte nicht vorwurfsvoll klingen, doch sie hatte einen dicken Kloß im Hals, als sie sprach.

Er tätschelte tröstend ihre Hand. Seine Haut war kühl und faltig. »Wir haben Zeit. Vertrau mir. Vertrau deiner Mutter.«

Sie wollte ihrem Ärger Luft machen. Ihren Vater zur Vernunft bringen. Ihn anschreien, weil er ihr nie etwas von der Vision erzählt hatte. Doch sie brachte es nicht übers Herz.

»Ich vertraue dir.«

König Uryen reiste am Morgen mit seiner Gefolgschaft ab, ohne sich von Pelles zu verabschieden. Für Elayne hatte er nur ein kurzes Nicken übrig.

Morgaine jedoch schloss sie in ihre Arme, bevor sie auf ihr Pony stieg. »Du kannst mich besuchen kommen. So weit ist es ja nicht.«

»Ja, das würde ich gern tun«, antwortete Elayne betrübt. »Sobald mein Vater und König Uryen wieder bei Sinnen sind.«

Morgaine lachte. »Wilde Eber sind selten bei Sinnen. Bis bald, kleiner Rabe.«

»Bis bald, Königin Morgaine.« Elayne lächelte traurig, während sie ihnen nachsah.

Sie hatte eine neue Freundin gewonnen. Doch der Streit zwischen ihrem Vater und Uryen bedeutete, dass sie sich eine lange Zeit nicht sehen würden.

3. Cyrhaeddiad – Die Ankunft



Der verdammte Regen. Hörte er hier oben denn niemals auf? Seine Kleidung war feucht bis auf die unterste Schicht, der grüne Wollumhang hielt die Nässe längst nicht mehr ab. Er sehnte sich nach einem heißen Bad, um die Glieder von der langen Reise zu entspannen und die Wärme in seinen Körper zurückzubringen.

Doch darauf würde er noch lange verzichten müssen. Einen solchen Luxus erwartete er in dieser gottverlassenen Gegend nicht.

Ein warmes Bier. Vielleicht konnte er wenigstens das bekommen. Und ein trockenes Bett. Sein Magen knurrte. Eine Mahlzeit wäre wohl auch nicht zu viel verlangt.

So kurz vor seinem Ziel sank sein Mut. Dabei hatte er sich schon in viel schlimmeren Situationen befunden. Wie oft hatte er seinem Feind gegenübergestanden, mit letzter Kraft den tödlichen Schlag ausgeführt? Wie oft hatte er Verletzungen davongetragen, die ihn in Fieber und Wahn versetzten?

Der Regen jedoch schien übler als alles. Er ging unablässig hinab, drang in die Kleidung, in die Haut, tropfte von Haarsträhnen auf Nasenspitzen und in Nacken. Und er konnte sich gut vorstellen, dass mancher Geist hier oben im Norden schon wegen des Regens gestorben war. Ödnis sah so grau aus wie der Himmel über diesem trostlosen Landstrich.

Alles war grau. Die Wolken, das Meer, auf dem er in kleinen Fischerbooten hierher gereist war, die Kleidung der Menschen, von denen er gerade mal eine Handvoll getroffen hatte. Sie saßen bestimmt in ihren Katen, am warmen Feuer, einen duftenden Fischeintopf

vor der Nase.

Sein Magen knurrte schon wieder und er fluchte, während seine Stiefel im Matsch des Weges versanken.

Womöglich war es aber auch gar nicht das Wetter, das ihn so sehr quälte. Womöglich war es der Gedanke, dass er den weiten Weg ganz umsonst gekommen war und niemals finden würde, wonach er suchte.

Sein rechter Stiefel blieb mit einem laut schmatzenden Geräusch stecken. »So ein verdammter ...« Er hielt inne, als er meinte, etwas gehört zu haben. Eine Stimme, ebenfalls fluchend.

Ein Echo konnte es unmöglich sein. Er war von Wald und Wiesen umgeben, nicht von den felsigen Höhen der Berge.

Er schob die Kapuze ein wenig aus dem Gesicht. Das Fluchen erklang erneut, direkt vor ihm. Aber da waren nur der Fluss, an dessen Ufer er sich seinen matschigen Weg entlanggekämpft hatte, und die Steinbrücke, die er ansteuerte.

Vorsichtig stapfte er weiter, die Augen offen haltend. Das abschüssige Ufer war rutschig, kaum eine Böschung bot Halt. Der Fluss war genährt vom Regen und toste gen Meer. Durch das Rauschen des Wassers hörte er wieder ein Fluchen.

Erst als er die Brücke erreichte, erkannte er die kleine Gestalt, die halb im Wasser stand und mit einem langen Stock herumfuchtelte.

»Hey, du da unten, brauchst du Hilfe?«, rief er und blinzelte gegen die Regentropfen an, die ihm an den Wimpern klebten und ihm die Sicht verschleierten.

Die Gestalt wandte sich erschrocken um. Auch sie trug einen Umhang mit Kapuze, die tief über die Augen hing. Genervt zog sie den Wollstoff nach hinten, um ihn ansehen zu können. Ihr schwarzes Haar hatte sich in feuchten Strähnen aus ihrem Zopf gelöst. Das Gesicht war blass und vor Anstrengung verkniffen.

»Ja, ich könnte deine Hilfe gebrauchen!«, rief sie ihm zu, um das Tosen des Wassers zu übertönen. »Aber gib acht, die Erde ist aufgeweicht und rutschig.«

Er zog die Kapuze ganz zurück, damit seine Sicht nicht eingeschränkt wurde, und legte sein Bündel auf der Brücke ab, bevor er sich vorsichtig zum Ufer vorarbeitete, Schritt für Schritt, den Boden unter seinen Füßen nicht aus den Augen lassend.

Als er nur noch zwei Schritte von der Gestalt entfernt war, sah er sie an. Ob Mädchen oder Frau, konnte er unter den nassen Strähnen des schwarzen Haares kaum erkennen. Ihrer Wortwahl beim Fluchen nach zu urteilen, stammte sie aus dem Dorf.

Sie stand bis zu den Oberschenkeln im Wasser. Anstelle eines Kleides, dessen Röcke sie